

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Vargas Llosa, Mario
Der Krieg am Ende der Welt

Roman

Aus dem Spanischen von Anneliese Botond

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 1343
978-3-518-37843-4

suhrkamp taschenbuch 1343

Brasilien, Ende des 19. Jahrhunderts: Die Monarchie ist abgeschafft, die junge Republik versucht sich zu konsolidieren. Ein Wanderprediger, Ratgeber genannt, zieht durch die von Hungersnöten, Seuchen und chronischer Armut geplagten Gegenden und verkündet das Ende der Welt.

Eine Schar von Ausgestoßenen, der Ärmsten im Lande, sammelt sich um ihn, fest entschlossen, den wahren Glauben gegen den Antichrist zu verteidigen, der die Menschheit verderben will. Dieser Antichrist ist – die Republik.

Sie gründen in Canudos die »Gesellschaft der Ärmsten«, ein »neues Jerusalem«. Mit Brüderlichkeit und Solidarität wollen sie Widerstand leisten. Die Aufständischen haben jedoch alle gegen sich: die um ihre Autorität besorgte Kirche, einen patriarchalischen Feudalherrn, zwei um die Macht kämpfende Republikaner, den Revolutionär Galileo Gall. Sie alle reagieren mit Angst auf die Gründung des »neuen Jerusalem«. Die gesamten brasilianischen Streitkräfte werden schließlich aufgeboten, um die Anhänger des Ratgebers zu vernichten.

»Eines der blutigsten, grausamsten Bücher, die ich je gelesen habe, und eines der fesselndsten.«
Salman Rushdie

Mario Vargas Llosa, 1936 in Arequipa/Peru geboren, lebt heute in London, Paris und Madrid. Neben zahlreichen anderen Auszeichnungen wurde ihm 1996 der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen. Sein schriftstellerisches Werk erscheint in deutscher Sprache im Suhrkamp Verlag.

Mario Vargas Llosa
Der Krieg am Ende der Welt

Roman

Aus dem Spanischen
von Anneliese Botond

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1981 unter dem Titel
La guerra del fin del mundo
bei Plaza & Janes, Barcelona
© Mario Vargas Llosa 1981

Umschlagfoto:
Christopher Pillitz/Network/Agentur Focus

suhrkamp taschenbuch 1343

Erste Auflage 1987

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1982

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

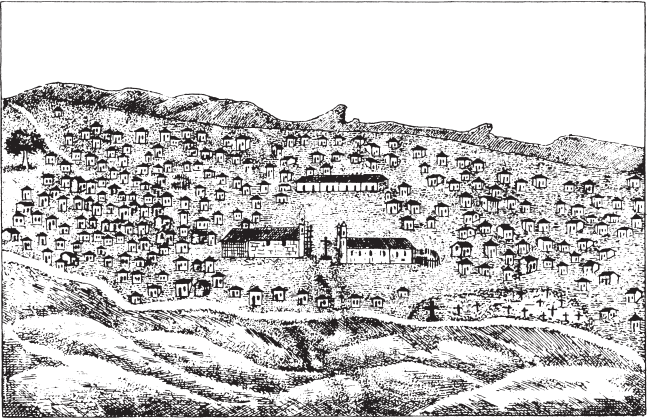
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-37843-4

Für Euclides da Cunha in der anderen Welt;
und, in dieser Welt, für Nélida Piñón.



Ansicht von Canudos von dem Akademiemitglied Martins Horcades

*Der Antichrist ward geboren
Um Herrscher von Brasilien zu sein
Aber der Ratgeber kommt
Um uns von ihm zu befreien*

Eins

Der Mann war hochgewachsen und so mager, daß er immer wie im Profil wirkte. Seine Haut war dunkel, seine Knochen vorstehend und seine Augen brannten in immerwährendem Feuer. Er ging in Hirtensandalen, und das violette Gewand, das lose an seinem Körper herabfiel, erinnerte an die Tracht der Missionare, die von Zeit zu Zeit die Dörfer des Sertão aufsuchten, Mengen von Kindern taufte und die in wilder Ehe lebenden Paare trauten. Über sein Alter, seine Herkunft, seine Geschichte war nichts zu erfahren, aber in seinem ruhigen Äußeren, in seiner kargen Lebensweise, seinem unerschütterlichen Ernst lag etwas, das die Leute anzog, noch ehe er Rat erteilte.

Unvermutet, anfangs allein, immer zu Fuß, staubig vom Staub der Wege, erschien er in Abständen von Wochen, Monaten. Im Licht der Abenddämmerung oder des frühen Morgens zeichnete sich seine hohe Gestalt ab, wenn er mit großen Schritten wie in dringender Eile die einzige Straße des Dorfes entlangging. Entschlossen schritt er zwischen schellenläutenden Ziegen, zwischen Hunden und Kindern durch, die ihm den Weg freigaben und ihn neugierig ansahen, erwiderte nicht den Gruß der Frauen, die ihn schon kannten und sich vor ihm verneigten und liefen, ihm Krüge voll Ziegenmilch und Teller voll Mais und Bohnen zu holen. Aber er aß und trank nicht, ehe er nicht bei der Dorfkirche angekommen war, um einmal mehr, einmal und hundertmal festzustellen, wie schadhaft sie war mit ihrem verblichenen Anstrich, den unvollendeten Türmen, den Löchern in den Wänden, dem aufgesprungenen Boden und den vom Holzwurm zernagten Altären. Sein Gesicht wurde traurig wie das eines Flüchtlings, dem die Dürre Söhne und Vieh getötet und seinen ganzen Besitz genommen hat, und er muß sein Haus und die Gebeine seiner Toten verlassen, um zu fliehen, zu fliehen, er weiß nicht wohin. Manchmal weinte er, und im Weinen verstärkten schreckliche Blitze das schwarze Feuer seiner Augen. Auf der Stelle begann er zu beten. Aber nicht so, wie andere Männer und Frauen beteten: er legte sich mit dem Gesicht auf die Erde oder die Steine oder die locker

gewordenen Fliesen, dem Ort gegenüber, wo der Altar stand oder gestanden hatte oder hätte stehen sollen, und da betete er, manchmal still, manchmal laut, eine oder zwei Stunden lang, während die Leute vom Dorf ihn mit Respekt und Bewunderung beobachteten. Er betete das Credo, das Vaterunser und die bekannten Ave-Marias, auch andere Gebete, die noch nie jemand gehört hatte, die sich aber im Lauf der Tage, der Monate, der Jahre den Leuten einprägten. »Wo ist der Pfarrer?« hörten sie ihn fragen. »Warum ist hier kein Hirt für die Herde?« Denn daß die Dörfer keine Priester hatten, peinigte ihn ebenso wie der Verfall der Gotteshäuser.

Erst wenn er den guten Jesus um Verzeihung gebeten hatte für den Zustand, in dem sich sein Haus befand, nahm er Essen und Trinken an, nur eine Kostprobe dessen, was ihm die Leute bereitwillig selbst in Notjahren anboten. Er willigte ein, unter einem Dach zu schlafen, in einem der Häuser, die die Sertanejos ihm zur Verfügung stellten, aber selten sah man ihn in der Hängematte oder auf der Pritsche oder dem Strohsack liegen, die seine Wirtsleute ihm abtraten. Ohne eine Decke streckte er sich auf den Boden, legte den Kopf mit dem pechschwarzen, brodelnden Haar auf den Arm, und so schlief er ein paar Stunden. So kurz, daß er immer der letzte war, der sich zur Ruhe legte, und wenn die ersten Viehtreiber und Ziegenhirten aufs Feld gingen, sahen sie ihn schon beim Ausbessern der Mauern und Dächer der Kirche.

Rat erteilte er am Abend, wenn die Männer vom Feld heimgekommen und die Frauen mit der Hausarbeit fertig waren und die Kinder schliefen. Er erteilte ihn auf den baumlosen, steinigen Gevierten, die es im Schnittpunkt der wichtigsten Gassen in allen Dörfern des Sertão gibt und die Plätze hätten genannt werden können, wenn da Bänke gestanden, wenn Hecken und Blumenbeete angelegt worden wären oder wenn die früher vorhandenen und durch Dürre, Seuchen, Nachlässigkeit zerstörten erhalten geblieben wären. Er erteilte ihn zu der Stunde, da der Himmel im Norden Brasiliens, ehe er dunkelt und sich bestirnt, zwischen bauschigen weißen, grauen oder bläulichen Wolken in Flammen steht und dort oben so etwas wie ein weit gestreutes Feuerwerk über der Unermeßlichkeit der Welt abbrennt. Er erteilte ihn zu der Stunde, da die

Feuer angezündet werden, um die Insekten zu vertreiben und das Essen zu bereiten, wenn die erstickende Schwüle nachläßt und ein leichter Wind aufkommt, der den Leuten neuen Mut gibt, Krankheit und Hunger und die Leiden des Lebens zu ertragen.

Er sprach von einfachen und wichtigen Dingen, und dabei sah er niemand im besondern an, sah vielmehr mit seinen glühenden Augen durch den Kreis der Alten, Frauen und Kinder hindurch etwas oder jemand an, den nur er sehen konnte. Er sprach von Dingen, die sie verstanden, weil sie allen seit undenklichen Zeiten dunkel bewußt waren, weil jeder sie mit der Muttermilch eingesaugt hatte. Aktuelle, greifbare, alltägliche, unausweichliche Dinge wie das Ende der Welt, das Letzte Gericht, die eintreffen konnten, ehe das Dorf endlich die verfallene Kapelle wiederaufgebaut hatte. Was würde geschehen, wenn der gute Jesus sah, wie sie sein Haus ohne alle Pflege gelassen hatten? Was würde er über das Vorgehen jener Priester sagen, die den Armen die Taschen leerten für die Dienstleistungen der Religion, statt ihnen zu helfen? Durfte man die Worte Gottes verkaufen, mußte man sie nicht umsonst geben? Mit welchen Entschuldigungen würden die Väter zu unser aller Vater kommen, die Unzucht trieben, obwohl sie Keuschheit gelobt hatten? Würden sie Den anlügen können, der Gedanken las wie der Spurenleser die Schritte des Jaguars auf der Erde? Von praktischen, alltäglichen, vertrauten Dingen sprach er, etwa dem Tod, der zur Glückseligkeit führt, wenn man mit reiner Seele wie zu einem Fest in ihn eingeht. Waren die Menschen Tiere? Wenn sie es nicht waren, mußten sie geschmückt mit ihren besten Kleidern durch diese Tür gehen zum Zeichen ihrer Verehrung für Den, dem sie dort begegnen würden. Er sprach ihnen vom Himmel und auch von der Hölle, der Wohnstatt Satans, die mit glühenden Kohlen und Klapperschlangen gepflastert war, und wie sich der Teufel in scheinbar harmlosen Neuerungen kundtun konnte.

Die Viehtreiber und die Feldarbeiter aus dem Landesinneren hörten ihm schweigend zu, betroffen, erschrocken, aufgewühlt, und so lauschten ihm auch die Sklaven und die Freigelassenen aus den Zuckerfabriken an der Küste und die Frauen und die Väter und die Söhne der einen und der anderen. Manchmal –

aber selten, weil sein Ernst, seine tiefe Stimme oder seine Weisheit sie einschüchterten – unterbrach ihn jemand, um einen Zweifel loszuwerden. Würde die Welt untergehen? Würde sie im Jahr 1900 noch bestehen? Er antwortete, ohne hinzusehen, mit ruhiger Sicherheit, häufig in Rätseln. Im Jahr 1900 würden die Lichter ausgehen und es würde Sterne regnen. Aber zuvor würden sich außergewöhnliche Dinge ereignen. Ein Schweigen folgte seinen Worten, in dem das Knistern des Feuers und das Sirren der in den Flammen verbrennenden Insekten zu hören waren, während die Dorfleute mit angehaltenem Atem im voraus ihr Gedächtnis anstregten, um sich der Zukunft zu erinnern. 1896 würden tausend Herden vom Meer in den Sertão laufen, und das Meer würde Sertão und der Sertão Meer werden. 1897 würde sich die Wüste mit Gras bedecken, Hirten und Herden würden zusammenströmen, und von da an würde es nur noch eine Herde und einen Hirten geben. 1898 würden die Hüte zunehmen und die Köpfe abnehmen und 1899 die Flüsse rot werden und ein neuer Planet den Raum durchqueren.

Man mußte sich also vorbereiten. Man mußte die Kirche instand setzen und den Friedhof, das wichtigste Bauwerk nach dem Haus des Herrn, da er Vorzimmer des Himmels oder der Hölle war, und die verbleibende Zeit mußte man auf das Wesentliche verwenden: die Seele. Würden die Männer oder die Frauen etwa in Röcken und feinen Kleidern ins Jenseits aufbrechen, in Filzhüten, Hanfschuhen und all dem Luxus aus Wolle und Seide, den der gute Jesus nie getragen hatte?

Es waren praktische, einfache Ratschläge. Wenn der Mann ging, wurde von ihm gesprochen: es hieß, er sei heilig, er habe Wunder gewirkt, er habe wie Moses den brennenden Dornbusch gesehen, und eine Stimme habe ihm den unaussprechlichen Namen Gottes offenbart. Auch über seine Ratschläge wurde geredet. So vernahmen sie die Leute von Tucano, Soure, Amparo und Pombal, noch ehe das Kaiserreich zu Ende ging und die Republik begann, und Monat um Monat, Jahr um Jahr erstanden die Kirchen von Bom Conselho, von Jeremoabo, von Massacará und von Inhambupe aus ihren Ruinen, und nach seinen Anweisungen wurden auf den Friedhöfen von Monte Santo, Entre Rios, Abadia und Barracão Mauern und Grabni-

schen errichtet, und in Itapicurú, Cumbe, Natuba, Mocambo wurde der Tod mit würdigen Begräbnissen geehrt. Monat um Monat, Jahr um Jahr bevölkerten sich die Nächte von Alagoinhas, Uauá, Jacobina, Itabaiana, Campos, Itabaianinha, Gerú, Riachão, Lagarto, Simão Dias mit Ratschlägen. Alle fanden die Ratschläge gut, und deshalb fingen die Leute an, zuerst im einen, dann im andern Dorf und zuletzt in allen, den Mann, der sie erteilte, obwohl er mit Vornamen Antônio Vicente und mit Nachnamen Mendes Maciel hieß, den Ratgeber zu nennen.

Ein Holzgitter trennt die Redakteure und Angestellten des *Jornal de Notícias* – der Name steht in gotischer Schrift über dem Eingang – von den Leuten, die hierher kommen, um eine Anzeige aufzugeben oder eine Information zu bringen. Journalisten sind nur vier oder fünf da. Einer von ihnen sieht ein in die Wand eingelassenes Archiv durch; zwei unterhalten sich angeregt, ohne Jacke, aber in steifen Kragen und langen Krawatten, neben einem Kalender, auf dem das Datum steht – Montag, der 2. Oktober 1890 –, und ein anderer, jung, wenig einnehmend, mit dicken Brillengläsern vor den kurzsichtigen Augen, schreibt mit einem Gänsekiel an einem Pult, gleichgültig gegen alles, was rings um ihn passiert. Am Ende des Raums, hinter einer Glastür, befindet sich die Direktion. Ein Mann mit Augenschirm und falschen Manschetten bedient am Schalter für kostenpflichtige Anzeigen eine Reihe von Kunden. Eben hat ihm eine Frau einen Zettel durchgereicht. Der Kassierer befeuchtet den Zeigefinger und zählt die Wörter – Klistiere Giffoni // heilen Tripper, Hämorrhoiden, Weißfluß // Rua Primeiro de Março N. 8 – und nennt einen Preis. Die Frau bezahlt, steckt das Wechselgeld ein, und sobald sie geht, tritt der hinter ihr Wartende vor und streckt dem Kassierer ein Papier hin. Er ist dunkel gekleidet, sein schwarzer Frack und seine Melone wirken abgetragen. Das geringelte rötliche Haar fällt ihm über die Ohren. Er ist eher groß als klein, breitschultrig, kräftig, nicht mehr ganz jung. Der Kassierer läßt beim Zählen der Wörter den Finger über das Papier gleiten. Plötzlich runzelt er die Stirn, nimmt den Finger weg und hält sich den Text vor die Augen, als befürchte er, falsch gelesen zu haben.

Endlich sieht er den Kunden, der bewegungslos dasteht, verblüfft an. Er blinzelt, macht dem Mann schließlich ein Zeichen zu warten. Das Papier schwenkend, schlurft er durch den Raum, klopft an die Glastür der Direktion, tritt ein. Ein paar Sekunden später erscheint er wieder und winkt den Kunden heran. Dann kehrt er an seine Arbeit zurück.

Der Dunkelgekleidete geht durch das *Jornal de Notícias*, seine Absätze knallen, als trüge er Hufeisen. Bei seinem Eintritt in das kleine Büro, das vollgestopft ist mit Papieren, Zeitungen und Propaganda der Progressiven Republikanischen Partei – Ein geeintes Brasilien, Eine starke Nation –, erwartet ihn ein Mann, der ihn mit freundlicher Neugier wie ein seltenes Tier betrachtet. Er sitzt an dem einzigen Schreibtisch, trägt Stiefel, einen grauen Anzug und ist jung, dunkelhäutig, sein Gesicht energisch.

»Ich bin Epaminondas Gonçalves, der Direktor der Zeitung«, sagt er. »Kommen Sie.«

Der Dunkelgekleidete macht eine leichte Verbeugung, nimmt aber den Hut nicht ab, sagt auch kein Wort.

»Sie wollen, daß wir das veröffentlichen?« fragt, das Papier schwenkend, der Direktor.

Der Dunkelgekleidete nickt. Er trägt einen kurzen Spitzbart, der rötlich ist wie sein Haar, und seine Augen sind durchdringend, sehr hell; sein breiter Mund ist kräftig geschwungen, und die weit offenen Nasenflügel scheinen mehr Luft einzuatmen, als sie brauchen.

»Vorausgesetzt, daß es nicht mehr als zweitausend Reis kostet«, murmelt er in gebrochenem Portugiesisch. »Das ist mein gesamtes Kapital.«

Epaminondas Gonçalves weiß nicht, ob er lachen oder sich ärgern soll. Der Mann steht noch immer da, ist ernst, beobachtet ihn. Der Direktor entschließt sich, den Text laut zu lesen.

»Aufforderung an alle Freunde der Gerechtigkeit, sich am 4. Oktober, um sechs Uhr abends, in einem Akt öffentlicher Solidarität mit den Idealisten von Canudos und allen Rebellen der Welt auf dem Platz der Freiheit zu versammeln«, liest er langsam. »Darf man erfahren, wer zu dieser Versammlung aufruft?«

»Bis jetzt ich«, antwortet der Mann unverzüglich. »Wenn das

Jornal de Notícias die Schirmherrschaft übernehmen will, *wonderful*.«

»Wissen Sie, was die in Canudos gemacht haben?« murmelt Epaminondas Gonçalves und schlägt auf den Schreibtisch. »Sie haben anderer Leute Land besetzt und leben in Promiskuität wie Tiere.«

»Zwei Dinge, die Bewunderung verdienen«, stimmt der Dunkelgekleidete zu. »Deshalb habe ich beschlossen, mein Geld in diese Anzeige zu stecken.«

Der Direktor schweigt einen Augenblick. »Darf man erfahren, wer Sie sind, Senhor?«

Ohne Prahlerei, ohne Anmaßung, mit einem Minimum an Feierlichkeit stellt sich der Mann vor:

»Einer, der für die Freiheit kämpft, Senhor. Wird die Anzeige veröffentlicht?«

»Ausgeschlossen«, antwortet Epaminondas Gonçalves, jetzt Herr der Situation. »Die Oberen von Bahia lauern nur auf einen Vorwand, um mir die Zeitung zu schließen. Obwohl sie ein Lippenbekenntnis zur Republik abgelegt haben, sind sie nach wie vor monarchistisch. Wir sind die einzige wirklich republikanische Zeitung in Bahia, ich nehme an, sie haben es bemerkt.«

»Ich hatte es gehofft«, nuschelt der Dunkelgekleidete mit einer geringschätzigen Handbewegung.

»Ich rate Ihnen nicht, diese Anzeige dem *Diário de Bahia* zu bringen«, fügt der Direktor, ihm das Papier zurückreichend, hinzu. »Es gehört dem Baron de Canabrava, dem Herrn von Canudos. Sie würden im Gefängnis landen.«

Ohne ein Wort des Abschieds dreht sich der Dunkelgekleidete um, steckt die Anzeige in die Tasche, geht. Mit hallendem Schritt, ohne jemanden anzusehen, durchquert er den Geschäftsraum der Zeitung: finstere Gestalt, wogendes rotes Haar, verstohlen beäugt von den Journalisten und den Kunden am Schalter für kostenpflichtige Anzeigen. Kaum ist er fort, steht der Journalist mit den dicken Brillengläsern von seinem Pult auf und geht, ein vergilbtes Blatt in der Hand, in die Direktion, wo Epaminondas Gonçalves verstohlen dem Unbekannten nachsieht.

»Auf Anordnung des Gouverneurs von Bahia, S. Exz. Luiz

Viana, ist heute eine Kompanie des Neunten Infanteriebataillons unter dem Befehl von Leutnant Pires Ferreira aus Salvador ausgerückt, mit dem Auftrag, die Banditen zu vertreiben, die die Fazenda Canudos besetzt haben, und ihren Anführer, den Sebastianiten Antônio Conselheiro festzunehmen«, liest er zwischen Tür und Angel. »Erste Seite oder Innenseiten?«

»Setzen Sie es unter Beerdigungen und Messen«, sagt der Direktor. Er deutet auf die Straße, wo der Dunkelgekleidete eben verschwunden ist. »Haben Sie eine Ahnung, wer dieser Kerl ist?«

»Galileo Gall«, antwortet der kurzsichtige Journalist. »Ein Schotte, der in Bahia herumgeht und die Leute um Erlaubnis bittet, ihre Köpfe befühlen zu dürfen.«

Er wurde in Pombal geboren und war der Sohn eines Schusters und seiner Geliebten, einer Gelähmten, die dennoch drei Jungen zur Welt gebracht hatte, ehe sie ihn gebar, und die nach ihm noch ein Mädchen gebären sollte, das die Dürre überlebte. Sie nannten ihn Antônio, und wenn es auf dieser Welt logisch zuginge, wäre er nicht am Leben geblieben, denn er kroch noch auf allen vieren, als die Katastrophe hereinbrach, die die ganze Gegend verödete und Saaten, Menschen und Tiere hinwegraffte. Fast ganz Pombal wanderte der Dürre wegen an die Küste aus, aber Tiburcio da Mota, der sich in seinen fünfzig Lebensjahren nie weiter als eine Meile von seinem Dorf entfernt hatte, in dem es keinen Fuß gab, den er nicht eigenhändig beschuht hätte, ließ wissen, er werde sein Haus nicht verlassen. Und er hielt Wort. Mit kaum ein paar Dutzend Personen – selbst die Mission der Lazaristen-Patres hatte sich geleert – blieb er in Pombal.

Ein Jahr später, als die Flüchtlinge allmählich wieder nach Pombal heimkehrten, von der Nachricht ermutigt, das Tiefland stünde unter Wasser und man könnte wieder säen, waren Tiburcio da Mota, seine Konkubine und die drei größeren Söhne begraben. Sie hatten gegessen, was eßbar war, dann, als es aufgezehrt war, alles Unreife und zuletzt alles, was ihre Zähne beißen konnten. Der Vikar Dom Casimiro, der sie begraben hatte, behauptete, sie seien nicht am Hunger, sondern

an der Dummheit gestorben, denn sie hätten Schusterleder gegessen und Wasser aus der Lagune do Boi getrunken, die selbst von den Ziegen gemieden wurde, eine Brutstätte der Moskitos und der Seuchen. Dom Casimiro hatte Antônio und seine kleine Schwester aufgenommen, mit Luft und Gebeten am Leben erhalten, und als sich die Häuser des Dorfs wieder mit Leuten füllten, suchte er ein Heim für sie.

Das Mädchen kam bei einer Patin unter, die auf einer Fazenda des Barons de Canabrava arbeiten ging. Antônio, der damals fünf war, wurde von dem zweiten Schuster im Pombal adoptiert, dem Einäugigen – er hatte bei einem Streit ein Auge verloren –, der sein Handwerk in der Werkstatt von Tiburcio da Mota gelernt und, nach Pombal zurückgekehrt, dessen Kundschaft übernommen hatte. Ein mürrischer Mann, der häufig betrunken war und meistens, nach Zuckerrohrschnaps stinkend, auf der Straße erwachte. Er hatte keine Frau und ließ Antônio wie ein Lasttier schufteln: er mußte kehren, aufwischen, Nägel, Scheren, Sättel, Stiefel zureichen oder in die Lohgerberei laufen. Schlafen ließ er ihn auf einem Fell neben dem kleinen Tisch, an dem er alle die Stunden verbrachte, die er nicht mit seinen Saufbrüdern in der Kneipe saß.

Der Waisenknabe, klein und fügsam, war nichts als Haut und Knochen und zwei verschreckte Augen, die den Frauen von Pombal Mitleid einflößten. Sooft sie konnten, gaben sie ihm etwas zu essen oder Kleider, die sie ihren eigenen Kindern nicht mehr anzogen. Eines Tages gingen sie – ein halbes Dutzend Frauen, die die Gelähmte gekannt und bei unzähligen Taufen, Firmungen, Totenwachen und Hochzeiten an ihrer Seite geklatscht hatten – in die Werkstatt des Einäugigen und verlangten von ihm, er solle Antônio zum Katechismus schicken, damit er auf die Erstkommunion vorbereitet würde. Mit der Drohung, Gott würde ihn zur Rechenschaft ziehen, wenn das Kind ohne Kommunion stürbe, erschreckten sie den Schuster so, daß er sich zähneknirschend bereit erklärte, ihn jeden Abend vor dem Vesperläuten in den Unterricht der Mission gehen zu lassen.

Nun geschah etwas Bemerkenswertes im Leben des Kindes, das später infolge des Wandels, den der Unterricht bei den Lazaristen in ihm bewirkte, *Beatinho* gerufen wurde. Der Einäugige

erzählte, er habe ihn nachts viele Male im Dunkeln auf den Knien liegend angetroffen, weinend über die Leiden Christi und so vertieft, daß er ihn nur durch Schütteln wieder in die Wirklichkeit habe zurückbringen können. In anderen Nächten hörte er ihn im Traum erregt vom Verrat des Judas, von der Reue der Magdalena, von der Dornenkrone sprechen, und eines Nachts vernahm er, wie er, gleich dem heiligen Franziskus an seinem elften Geburtstag, das Gelübde immerwährender Keuschheit ablegte.

Antônio hatte eine Aufgabe gefunden, der er sein Leben widmen konnte. Er fuhr fort, die Aufträge des Einäugigen unterwürfig auszuführen, aber während er sie verrichtete, hatte er die Augen halb geschlossen und bewegte die Lippen, so daß alle verstanden, daß er, auch wenn er kehrte oder zum Gerber lief oder die Sohle hielt, in Wirklichkeit betete. Die Haltung des Knaben störte und erschreckte den Adoptivvater. In der Ecke, wo er schlief, errichtete der Beatinho mit Heiligenbildern, die er in der Mission geschenkt bekam, und einem Kreuz aus Xique-Xique-Holz, das er selbst schnitzte und bemalte, einen Altar. Dort zündete er eine Kerze an, um zu beten, wenn er aufstand und wenn er sich schlafen legte, und dort verbrachte er kniend, mit gefalteten Händen und dem Ausdruck tiefster Reue, seine freien Augenblicke, statt wie die übrigen Jungen auf die Pferdeweiden zu rennen, ungesattelte Wildlinge zu reiten, Tauben zu jagen oder beim Kastrieren der Stiere zuzuschauen.

Seit seiner Erstkommunion war er Chorknabe Dom Casimiro, und als dieser starb, half er den Lazaristen in der Mission bei der Messe, obwohl er dazu, hin und zurück, eine Stunde zu gehen hatte. Bei Prozessionen schwang er die Weihrauchfässer und half beim Schmücken der Stationen und Altäre an den Straßenecken, an denen die Jungfrau und der gute Jesus anhielten, um auszuruhen. Die Frömmigkeit des Beatinho war so groß wie seine Güte. Für die Einwohner vom Pombal war es ein gewohntes Schauspiel, ihn den Blinden führen zu sehen. Manchmal begleitete er ihn bis zu den Pferdekoppeln von »Oberst« Ferreira, nach denen Adolfo sich sehnte, weil er auf ihnen gearbeitet hatte, bis er den Tränenfluß bekam. Er führte ihn am Arm, quer über die Felder, mit einem Stock in der